Werk

Titel: Miszellen

Ort: Weimar

Jahr: 1956

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0018|log30

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Miszellen

ERNST GRUMACH

1. Müller und Eckermann

In meiner Neuausgabe der „Unterhaltungen" des Kanzlers von Müller[1] habe ich zahlreiche Eintragungen aus Müllers Tagebüchern ergänzt, die Burkhardt und Biedermann übersehen hatten. An einer Stelle jedoch habe ich den umgekehrten Weg gehen und ein von Burkhardt aufgenommenes Gespräch wieder streichen müssen, da es nicht aus Müllers Tagebüchern stammt. Es handelt sich um die bekannte Eintragung vom 11. April 1827:

„Ich will Ihnen etwas sagen, sprach Goethe, woran Sie sich im Leben halten mögen. Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewohl es immer sehr schwer bleibt, zu sehen, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich festigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist, und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Sie hat viel Verwirrung angerichtet, da sie wörtlich mit einem Abschnitt aus Eckermanns Gesprächen (Bd 1 S. 346 der Erstausgabe) übereinstimmt und daher tief in das vielerörterte Problem des Verhältnisses von Eckermann und Müller hineingreift. Burkhardt hat sich in der 1. Auflage seiner Ausgabe der „Unterhaltungen" (Stuttgart 1870) jeder Kommentierung enthalten und nur auf die Eckermannparallele verwiesen. In der 2. Auflage von 1898 und in der 3. von 1904 (S. 145 Anm. 1) bemerkt er ohne nähere Begründung: „Das Gespräch hat Müller in seinem Tagebuche ausgearbeitet und Eckermann überlassen, der die Stelle wörtlich bringt", eine Angabe, die in noch bestimmterer Form von Biedermann (Gespräche [2]3, 36) wiederholt wird: „Dieser Absatz von F. v. Müller verfaßt und Eckermann zur Benutzung überlassen." Viel vorsichtiger äußert sich Castle in den Anmerkungen seiner Eckermannausgabe (S. 119): „[S. 191] Z. 36 bis S. 192 Z. 7 findet sich auch in den Aufzeichnungen des Kanzlers von Müller; da aber dieser am 11. April keine Unterredung mit Goethe hatte, ist, die Urheberschaft Müllers vorausgesetzt, das Datum falsch, oder es ist eben doch Eckermann der Urheber und nur zufällig eine Abschrift der Stelle unter Müllers Papiere geraten." Schon diese Überlegung hätte eigentlich genügen müssen, um davor zu warnen, Burkhardts Angaben ungeprüft zu übernehmen. Sie hat aber nicht verhindern können, daß Petersen Burkhardts These wieder aufgriff und sogar zu einer Spätdatierung des Eckermanngesprächs vom 11. April 1827 benutzte. In seiner bekannten Untersuchung über die Entstehung der Eckermannschen Gespräche S. 23 (= 2. Auflage S. 39) bemerkt er, daß die von ihm vermutete Arbeitspause Ecker-

[1] Kanzler von Müller, Unterhaltungen mit Goethe. Kritische Ausgabe, Weimar, Böhlau 1956

manns in den Monaten April bis Juni 1827 durch das Gespräch vom 11. April unterbrochen wird, „das aber durch eine Übereinstimmung mit dem Tagebuch des Kanzlers von Müller in den Verdacht späterer Ausarbeitung kommt". Nach S. 69 (= 2. Auflage S. 123) hält er es sogar für „möglich, daß Müller und Eckermann einmal gerade für diese Periode ihre Aufzeichnungen verglichen, und daß Eckermann am 11. April eine von Müller nur in Stichworten festgehaltene Äußerung ausführte, die Müller dann in Eckermanns Formulierung übernahm". Danach wären Müllers Notizen zum 11. April also nicht nur von Müller zu Eckermann gewandert, wie Burkhardt annahm, sondern von Eckermann auch wieder zurück zu Müller, eine reichlich gewagte Vermutung, aber es entbehrt nicht der Komik, sich Müller und Eckermann beim Austausch ihrer Aufzeichnungen und bei der eifrigen Fabrikation von „Gesprächen" vorzustellen. Leider steht es eindeutig fest, daß Müller erst durch die Lektüre des Eckermannschen Manuskripts zur Ausarbeitung seiner „Unterhaltungen" angeregt wurde, während Eckermann erst durch Müllers Vorlesung bei Hofe am Abend des 29. März 1836 von der Arbeit des Konkurrenten erfuhr, die ihn in nicht geringen Schrecken versetzte[2]. Houben hat daher zweifellos recht, wenn er (a. O. 138 Anm. 1) bemerkt: „Durch nichts ist bewiesen, daß Eckermann vor dem 29. März 1836, als sein Buch fertig war, von der Ausarbeitung der Müllerschen Erinnerungen Kenntnis hatte, geschweige denn das Manuskript gesehen oder Einblick in des Kanzlers Tagebücher gehabt hätte." Der Gedanke, daß der Kanzler irgend jemand, und nun gar dem kleinen Eckermann, Einblick in seine Aufzeichnungen gewährt hätte, die voller intimster Details stecken und die er erst nach sorgfältigster Auswahl und Überarbeitung zur Veröffentlichung bestimmte[3], ist in der Tat so absurd, daß er ernsthafter Erörterung nicht bedarf. Aber dazu kommen andere Gründe, die gegen die Müllersche Herkunft des Gesprächs vom 11. April sprechen. Seltsamerweise scheint niemand bemerkt zu haben, daß die Sätze bei Eckermann in einem festen Zusammenhang stehen, während sie bei Müller völlig isoliert sind, weder Anfang noch Ende haben und des sonst niemals fehlenden Gesprächsrahmens entbehren, und daß schon die Anfangsworte nicht an Müller gerichtet sein können: „Ich will Ihnen etwas sagen, woran Sie sich im Leben halten mögen" — das ist der väterlich-belehrende Ton, in dem Goethe mit Eckermann spricht, aber nicht mit Müller, und es wäre auch höchst merkwürdig, wenn er dem damals 48jährigen Kanzler weise Worte auf den Lebensweg geben würde. Noch seltsamer ist es, daß sich niemand bisher die Mühe gemacht hat, Burkhardts Angaben nach der Handschrift nachzuprüfen. Petersen bemerkt lediglich in einem Zusatz der 2. Auflage (Anm. 75): „Eine flüchtige Durchsicht der Handschriften im Goethe-Schiller-Archiv ließ mich die Stelle weder im Tagebuch noch Reinschrift finden", was begreiflich ist, da die Handschrift aus gleich zu nennenden Gründen nicht unter dem 11. April 1827, sondern dem 21. Januar 1824 in Müllers Tagebücher eingeheftet ist. Hätte Petersen sie gefunden, so hätte er fest stellen können, daß sie weder von Müller noch von Eckermann stammt, sondern von einem Schreiber (Stegemann?), den Müller auch sonst häufig in diesen Jahren, besonders für Abschriften aus Goethes Nachlaß, verwendet hat. Zweifellos handelt es sich also um eine Abschrift aus Eckermann, die in Müllers Auftrag angefertigt wurde und die nur durch ein Versehen in Müllers Tagebücher geraten ist. Im übrigen enthält die Handschrift, ein Foliobogen, nicht nur einen, sondern drei Auszüge aus Eckermann, nämlich 1) die vier letzten Abschnitte des Gesprächs vom Januar 1824, 2) das bei Eckermann folgende Gespräch vom 14. Februar 1824 und 3) den besprochenen Abschnitt vom 11. April 1827, die außerdem

---

[2] Vgl. Houben, Eckermann 2, S. 137ff. und Nachwort zur 23. Originalausgabe von 1948, S. 636f.

[3] Vgl. die Einleitung meiner Ausgabe

noch durch Anführungsstriche und Fortsetzungszeichen vor und hinter den Teilexzerpten als Abschrift gekennzeichnet sind. „Aus Eckermann" hat daher auch Burkhardt mit Bleistift am Anfang des Bogens vermerkt, während er auf seiner Schlußseite vor dem dritten Exzerpt notierte: „Zu übertragen ins Jahr 1827." So geriet dieses unter die Müllergespräche des Jahres 1827, wobei Burkhardt seine Herkunft und die Existenz der beiden anderen Exzerpte vergessen zu haben scheint. Er hätte der Eckermannforschung sonst noch zwei reizvolle Probleme schenken können.

2. Der Erdfall von Liebenstein

Ich benutze die Gelegenheit, um noch ein zweites Versehen Burkhardts zu berichtigen[4]. Zum 12. Juli 1808 heißt es bei ihm (3. Aufl. S. 1) „Goethe mit Müller 1808 am 12. Juli und den folgenden Tagen bei einer Konferenz in Liebenstein", wo Goethe sich lebhaft für einen Erdfall interessierte: „Der Abend und Nachmittag verfloß uns im Erdfall (14. Juli) sehr angenehm unter Vorlesungen aus Goethe." Wie gewöhnlich ist Burkhardts Wiedergabe nicht ganz korrekt. Wörtlich lautet die Eintragung: „Voigt und Einsiedel hier [in Liebenstein]. Goethens Genuß im Erdfall mit Wagnern. Parabeln. Legenden. Miedings Tod", und schon diese Formulierung hätte Burkhardt verraten können, daß der „Erdfall", für den Goethe sich angeblich so lebhaft interessierte, kein Erdrutsch oder dergleichen ist, sondern eine Lokalität, in der die in Liebenstein versammelten Goethefreunde sich an den Werken des Meisters erfreuten. In Wirklichkeit handelt es sich um eine noch heute vorhandene, wenn auch stark verfallene Zechsteingrotte in der südöstlichen Ecke des Liebensteiner Kurgartens, in der die Gäste des Kurhauses in alten Zeiten zu sitzen pflegten und die noch im letzten Kriege als Luftschutzbunker benutzt wurde. Ob Goethe sie gekannt hat und ob er überhaupt in Liebenstein gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Mit aller Sicherheit aber kann man sagen, daß er in jenen Tagen nicht in Liebenstein war, da er schon seit dem 15. Mai in Karlsbad und seit dem 9. Juli in Franzensbad weilte, von wo er erst am 22. Juli nach Karlsbad zurückkehrte. Zufällig — und das mag Burkhardts Irrtum veranlaßt haben — berührt auch er am 12. Juli einen Ort namens Liebenstein, aber nicht das thüringische Bad, sondern einen kleinen Ort in der Nähe von Eger. Sein Tagebuch berichtet darüber: „Mittags in der Cammer einem im Wald gelegenen Traiteur Hause, sehr gut gegessen. So dann auf die Einsiedeley über Liebenstein. Sehr schöne Aussichten. Spät zurück [nach Franzensbad]."

3. Kommata

Im 12. Band dieser Zeitschrift S. 73ff. habe ich an Beispielen aus dem Divan zu zeigen versucht, wie weitgehend unser Goethetext durch Interpunktionsänderungen entstellt ist, die Göttling und die Setzer und Korrektoren der Cottaschen Officin in der Ausgabe letzter Hand vorgenommen haben. Auf die Gefahr hin, mich wieder dem Vorwurf der ‚Kommaphilologie' auszusetzen, möchte ich im folgenden auf ein Beispiel hinweisen, das an noch zentralerer Stelle steht, nämlich die Verse 340—343, mit denen der Herr im Himmelsprolog seinen Pakt mit Mephistopheles begründet:

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

[4] Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Wolfgang Vulpius

So stehen die Verse in dem von E. Schmidt bearbeiteten Faustband der Weimarer Ausgabe (I 14, 23) und so lesen wir sie daher, mit einer noch zu besprechenden Ausnahme, auch in allen neueren Ausgaben, obwohl sie in der vorliegenden Form sinnlos sind. Denn was soll der abschließende Relativsatz: Der reizt und wirkt usw. besagen? Und was bedeuten vor allem die rätselhaften Worte: Und muß als Teufel schaffen? Auch unsere Kommentare lösen dies Rätsel nicht und können es nicht lösen, da der Vers korrupt ist. Dies zeigt eine einfache Überlegung: die Verse gehen davon aus, daß des Menschen Tätigkeit allzu leicht erschlafft, da „er sich bald die unbedingte Ruh liebt". Da diese Tendenz in ihm selbst liegt, dem Menschen eingeboren ist, läßt sie sich nicht von innen, sondern nur von außen heilen, das heißt so, daß der Herr dem Menschen eine andere Kraft „gesellt", die in entgegengesetztem Sinne auf ihn wirkt. Daher gibt er ihm „den Gesellen" zu, der ständig „reizt und wirkt" und den Menschen daran hindert, in „unbedingte Ruh" zu verfallen. Der mit V. 340 einsetzende Gedanke ist also offenbar mit den Worten „reizt und wirkt" geschlossen, sodaß hier ein Interpunktionszeichen stehen müßte und zwar, da die Schlußworte mit „und" angeschlossen sind, kein Punkt, sondern ein Komma.

Damit erhebt sich sofort die zweite Frage, wie diese Schlußworte zu verstehen sind? Da sie, wenn unsere Interpretation richtig ist, nicht mehr zu dem Relativsatz gehören, andererseits aber auch nicht den Hauptsatz fortsetzen, bleibt nur die Möglichkeit, daß sie einen Konsekutivsatz vertreten: „und muß" hat also offenbar die Bedeutung „und so muß er, sodaß er muß", eine Deutung, die auch durch das Verbum „schaffen" gestützt wird. Denn da „schaffen" zweifellos positiven Sinn hat, die Reihe „reizen — wirken — schaffen" also eine Klimax bildet, müssen die Schlußworte eine positive Folge ausdrücken, die sich aus dem Vorangehenden ergibt. Der Sinn des Ganzen kann also nur sein: da der Mensch allzuleicht erschlafft, gebe ich ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt, und so muß er, der Geselle, eine positive Funktion ausüben und „schaffen".

Die Deutung wird weiter gestützt durch die oft herangezogenen Parallelverse 1335f.:

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Da auch der „Schalk" zu den Geistern gehört, die „verneinen", da auch er nur „ein Theil von jener Kraft" ist, die „stets das Böse will", kann er von sich aus nicht „schaffen" oder, wie es hier heißt, „das Gute schaffen". Erst dadurch, daß Gott ihn dem Menschen als „Gesellen" zugibt, der ohne sein „Reizen und Wirken" erschlaffen würde, fügt er ihn so in den göttlichen Weltplan ein, daß seine negative Funktion eine positive, sein „Reizen und Wirken" ein „Schaffen" wird.

Damit stehen wir freilich erneut vor der Frage, wie die Worte „und muß als Teufel schaffen" zu verstehen sind. Denn gerade dann, wenn der Teufel als Teufel schafft, wenn er seiner eigenen Tendenz überlassen bleibt, seinem „bösen Willen" folgt, würde er ja nicht „schaffen", sondern zerstören. Hier klafft also ein Widerspruch, der auf dem immanenten Gegensatz der Begriffe „Teufel" und „schaffen" beruht, die sich gegenseitig ausschließen und bedingen, und der daher unausweichlich ist, solange wir die Worte „als Teufel" als Apposition zu „er" verstehen. Das zeigt uns, daß sie in Wirklichkeit einen Nebensatz vertreten, der offenbar konzessiven Sinn hat: „und so muß er, auch noch als Teufel, obwohl er der Teufel ist, schaffen." Dieser Sinn tritt nur dann deutlich hervor, wenn wir die Worte „als Teufel" nach Goethescher Gewohnheit[5] in Kommata schließen, wie es Alt in seiner Faustausgabe getan hat mit der richtigen Begründung (Kommentar S. 528): „Er muß schaffen, obwohl er als Teufel lieber zerstört." Die richtige Interpunktion der Verse wäre demnach:

[5] Vgl. Verf. a. O. S. 75

Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.

Tatsächlich — und das kann zugleich als Bestätigung für unsere Interpretation dienen — stehen die Verse so in allen Originaldrucken. Sowohl der Faust-Erstdruck im 8. Band der ersten Cottaausgabe (A) von 1808 wie sein Nachdruck im 9. Band der zweiten Cottaausgabe (B) von 1816 hat die drei Kommata, die sich auch in den von ihnen abhängigen Einzeldrucken von 1808 und 1816 erhalten haben. Auch in dem heute in der Cottaschen Handschriftensammlung in Marbach befindlichen Handexemplar von B 9, das Goethe und Göttling 1826 gemeinsam revidiert haben, sind die Kommata nicht gestrichen, ein Beweis dafür, daß Goethe ihre Erhaltung gewünscht hat. Da der Band als Druckvorlage für die Taschenausgabe letzter Hand (C^1) gedient hat, sind sie auch in diese übergegangen und in deren ersten Nachdruck ($C^{2\alpha}$) von 1828, der auf einem von Goethe und Göttling revidierten Exemplar von C^1 beruht[6]. Erst in der nach derselben Vorlage gesetzten Oktavausgabe (C^3) sind die Kommata verschwunden, die also wohl dem nachträglichen Eingriff eines Korrektors der Cottaschen Officin zum Opfer gefallen sind. Da die Weimarer Ausgabe unglücklicherweise gerade C^3 zum Muster genommen hat[7], ist der Vers in seiner entstellten Form sowohl in diese wie in alle von ihr abhängigen Drucke übergegangen. Nur Düntzers Faustausgabe[8], die sich auch sonst oft den älteren Drucken anschließt, bringt ihn in richtiger Gestalt. Die kritische Faustausgabe hätte hier wie an mancher andern Stelle von der 'unkritischen' lernen können.

---

[6] Vgl. dazu jetzt W. Hagen, Die Gesamt- und Einzeldrucke von Goethes Werken, Akademie-Ausgabe Erg.-Bd 1, 1956, S. 42

[7] Vgl. Weimarer Ausgabe I 1 Vorbericht S. XX und Verf. a. O. S. 64ff.

[8] Deutsche National-Literatur Bd 93

LOTHAR PAPENDORF

Monsieur Liserin

Ein Beitrag zu Goethes Darmstädter Umwelt

Goethe und Darmstadt, Goethe und Merck: es ist bekannt, wie diese kurze Spanne Zeit vom August 1771, als Goethe als juristischer Licentiat von Straßburg nach Frankfurt zurückkehrt, bis zum Oktober 1775, als er Merck die Einladung nach Weimar mitteilt, selbst dem greisen Dichter noch bedeutend in der Erinnerung erschien, wenn er im Juni 1823 den eben in Weimar angekommenen Eckermann aus dem Jahrgang 1773 der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" Buchbesprechungen für die Ausgabe der „Werke letzter Hand" heraussuchen läßt und vor seinem Geist wohl jene Darmstädter Zeit noch immer in schönstem Glanze ersteht, wenn er bekennt, daß sie ihn „belebte und beförderte".

Auch vor uns entstehen noch plastischer, unmittelbarer jene mit Geist verspätet barocker Sinnlichkeit geladenen Zusammenkünfte dieser „Empfindsamen" in Herders Briefwechsel mit Karoline Flachsland. Und in diesem Darmstädter Kreise, dem die Landgräfin Karoline wie Anna Amalie in Weimar Richtung und Rahmen gab, geistert eine eigentümliche Persönlichkeit herum. Friedrich Michael Leuchsenring, ein in tiefsten seelischen Bezirken verstörter Mensch, glaubt zwischen den beiden wirklichen Polen der geistigen Spannung, zwischen Herder und Goethe, zu stehen. Der Titel „Hofmeister des Erbprinzen Ludwig von Hessen" sagt nichts Näheres aus über den schöngeistigen Bruder des Leibarztes der Landgräfin. Mit Herder wird Leuchsenring in Leiden bekannt, als er selbst mit seinem dort studierenden prinzlichen Zögling weilt und der schon beachtete ostpreußische Kulturphilosoph auch als Prinzenerzieher auf der Rückreise von Paris dort Halt macht. Mehr sagt uns schon, daß Herder ihn einmal in jenen erwähnten Briefen an seine Braut einen „verstudierten Menschen", ein „gelehrtes Untier" nennt. Mit einer gewissen Zudringlichkeit setzte sich Leuchsenring mit Dichtern seiner Zeit oder geistig Interessierten seines weiteren Lebenskreises in Beziehung und sammelte Briefe und Zuschriften an ihn oder von anderen untereinander mit krankhaft zu nennender Leidenschaft und hielt sich für den spiritus rector dieser Darmstädter „Gesellschaft der Heiligen". Man muß in Herders Briefen vom November 1770, als er das erste Mal „Leisring" erwähnt, bis zu einem der letzten vor seiner Vermählung im April 1773 den Niederschlag der Ablehnung gelesen haben, den das krankhaft-unmännliche Wesen dieser „Empfindsamen" in seinem geistvollen Briefspiegel hinterlassen hat. So schreibt er: „Jetzt widert mich beinahe die ganze Zunft an", und Leuchsenring ist ihm ein „Buttervogel mit schönen Goldflügeln". Es klingt fast wie Eifersucht, wenn Herder die so empfindungsvolle Freundin vor diesem Menschen und seinem Unwesen zu warnen sucht, der sich in die Herzen der „warmen, feurigen" Mädchen und Frauen einschleicht und sich der Grenze zwischen höchster Geistigkeit und niedriger Sinnlichkeit nähert. Die Ehetragödie Mercks, die in dieser Atmosphäre gedieh, beweist, wie klar Herder die Situation erkannte.

Es ist seit langem bekannt, wie Goethe sich mit Leuchsenring auseinandergesetzt hat, der auf ihn um so mehr einen symbolischen Eindruck machen mußte, da er ja in seiner Person den ganzen Kult der Empfindsamkeit vereinigte. Schon Karoline Flachsland bezeugt in ihrem Briefe vom 29. März 1773 an Herder, daß Goethe in „einem Jahrmarkt in Versen Leuchsenring aufzuführen" unternommen hätte. So ist das „Fastnachtsspiel vom ‚Pater Brey'" unmittelbar auf Leuchsenring zu beziehen gewesen und seitdem auch so interpretiert worden.

Herder hätte bei seiner eigenen Einschätzung Leuchsenrings Goethe nur beipflichten und dessen wohlgelungenes Porträt dieses „Empfindsamen" bewundern müssen. Er war aber in seiner Enttäuschung über die ihn überall einengenden Verhältnisse, erst in Bückeburg und später auch in Weimar, nicht großzügig genug, über den geistreichen Spötter Goethe zu lachen. So tarnte er seine Mißlaune mit einer Parteinahme für seine Frau und verdeckte schlecht den mißgünstigen Neid gegen den jüngeren genialeren Künstler. Herder war beleidigt, als er das erste Mal den „Pater Brey" in die Hand bekam und war immer noch beleidigt, als Goethe die Dichtung 1789 endgültig in seine Werke aufnahm.

Es ist nicht festzustellen, wie Herder reagierte, als er ein Jahr später nach der Nachricht von dem endgültigen Eingehen des „Pater Brey" in die Literatur wieder von einer Pasquille überrascht wurde, die noch einmal Anspielungen auf persönliche Erlebnisse vor aller Welt zur Schau stellte. Denn 1790 mystifizierte der Vielschreiber aber nicht talentlose Spötter Kotzebue als Knigges Werk den „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn" und ließ auch die „Darmstädter Gesellschaft der Heiligen" durch Leuchsenring nicht ungeschoren.

Dazu mögen einige kurze Erläuterungen gestattet sein: Im Jahre 1789 erregte ein Prozeß in Deutschland, ja in ganz Europa, ungeheures Aufsehen, der gegen den Doktor und Professor der Theologie Karl Friedrich Bahrdt zu Halle an der Saale wegen Geheimbündelei usw. angestrengt worden war. Es war schon ein starkes Stück, daß ein ehemaliger Theologe, ja sogar einstmals Generalsuperintendent, jetzt als Besitzer einer zwar verpachteten, aber doch mit seiner ausdrücklichen Duldung unterhaltenen zweifelhaften Animierkneipe vor der Stadt bekanntgeworden war. Und nun noch dieser Prozeß! Zwar stellte sich später heraus, daß dieser von ihm begründete Geheimbund, die „Deutsche Union", mehr eine phantastische Spekulation auf Monopolisierung des deutschen Schrifttums darstellte. Bahrdt hat selbst eine Fülle von Schriften verfaßt, die heute längst vergessen sind, obwohl dieser unruhige Geist sich nicht ohne Talent auszusprechen wußte. Wir vermerken dies nur, um zu erklären, warum seine Zeit solches Interesse an ihm nahm.

Verwandte Geister pflegen sich gegenseitig anzuziehen, und so ist dieses Kotzebuesche Schauspiel von 1790 mehr eine Offenbarung der eigenen Geisteshaltung, die dem Bahrdtschen Unwesen verständnisvoll entgegenkam, als ein Pamphlet gegen Bahrdt. Eigentlich sollte damit der hannoversche Leibarzt und Schöngeist Zimmermann gerettet werden, den Bahrdt angepöbelt hatte. Man versteht Goethe, der den gewandten Dramatiker Kotzebue schätzte und seine Stücke aufführte, mit dem Menschen Kotzebue aber keine persönliche Berührung wünschte, wenn man dieses aus Zote und Zynismus zusammengesetzte Machwerk liest, in dem die Schmutzkübel mit deutlichem Behagen über literarische Zeitgenossen ausgeleert werden. In diesem Zusammenhang interessiert uns dabei die Erwähnung Leuchsenrings als eine Spiegelung der Darmstädter Verhältnisse in einem anderen Medium als dem goethischen. Im Verzeichnis der „Spielenden Personen", unter denen wir den bekannten Boie, Herausgeber der ersten Musen-Almanache, Lichtenberg, Nicolai und viele andere finden, wird Leuchsenring nun als „Monsieur Liserin" aufgeführt, und daß wir es tatsächlich mit ihm zu tun haben, lehrt der achte Auftritt: (Szenische Bemerkung) „Monsieur Liserin schlüpft unangemeldet herein. Monsieur Liserin: Meine Herren, ich komme Ihnen zu sagen, daß ich zwar Leuchsenring heiße, aber les français prononcent Leusering (Laeusering) et même Liserin. Diese große Wahrheit habe ich bereits durch alle meine Visitenkarten der Welt gemeinnütziger zu machen gesucht (siehe Leuchsenrings Visitenkarten)

Chor: Willkommen, Monsieur Liserin".

In dieser Sammlung pornographischer Zoten, die von uns mit Verwunderung darüber gelesen wird, was man sich damals öffentlich erlauben konnte, kommt Leuchsenring noch

einigermaßen gut davon. Erst im Beginn des 2. Aufzuges schildern die szenischen Vorbemerkungen ein wüstes Treiben der Literaturgrößen in Bahrdts Garten, jener Schankwirtschaft vor der Stadt Halle, in der der moralisch haltlose ehemalige Theologe eine Art Bordell eingerichtet hatte. Leuchsenring tritt auch auf: „Monsieur Liserin ergießt eine Flut von Süßigkeiten über ein hübsches Judenmädchen, welchem er Heiratsvorschläge tut unter der Bedingung, daß sie eine Jüdin bleiben soll. Seine schwimmenden, wässerigen, wollüstigen Augen, seine markigen Gliedmaßen und philosophisches Geschwätz, wodurch die Weiber sich erstaunlich erleuchtet halten, machen, daß man seine übrige Schulmeistergestalt vergißt. Auch ist er hier vor Goethen und dem Pater Brey in Sicherheit. (Siehe Goethens Fastnachtsspiel.)"

Es spricht für Kotzebues Kenntnis der Vorgänge, wenn er sich hier mit der Goetheschen Absicht, Leuchsenring im „Pater Brey" zu treffen, vertraut beweist.

Der 3. Aufzug spielt auch noch in diesem Wirtshausgarten. In der Art einer Breughelschen Wirtshausszene, mit kaum wiederzugebenden Unanständigkeiten, stoßen wir hier wieder auf Leuchsenring:

„Monsieur Liserin, der große Weiberjäger, kräht mit lallender Zunge und schwimmenden Augen dem armen Teufel Quitenbaum seine Erörterungen vor, der ihm bei jeder neuen Periode ins Gesicht rülpst und jedesmal sehr höflich um Verzeihung bittet."

Später wird dann noch Luthers Geist zitiert, und dieser hat für jeden Angegriffenen passende Bibelstellen aus den Sprüchen Salomos und Jesus Sirach bereit, so für Leuchsenring: „Monsieur Liserin, mein Kind stecke Dich nicht in mancherlei Händel, denn so Du Dir mancherlei vornimmst, wirst Du nicht viel daran gewinnen."

Der Schluß der Schmähschrift, die erst eine Verhöhnung Zimmermanns darzustellen scheint, bringt dann die Rehabilitierung, und der Epilog weist auf den anonymen Verfasser hin, der es gewagt hat, alle Widersacher des Ritters Zimmermann in den Schmutz zu treten.

Goethe, der sich innerlich und äußerlich vom erlebten Leben befreite und trennte, kommt außer der Erwähnung Leuchsenrings in der Chronologie jener Darmstädter Tage in „Dichtung und Wahrheit" nie mehr auf ihn zurück. Wir aber finden Leuchsenring noch einmal an der Wende des Jahrhunderts wieder, in Berlin in den Salons der Henriette Herz und der Rahel van Ense, ähnlich der Darmstädter Zeit, in einem von Gefühlsleben und kultivierter Sinnlichkeit getragenen Kreise. Hans Nicklisch hat in einem kleinen Essay „Berliner Salons im Glanze der Romantik" kürzlich dem Kronprinzenerzieher und romantischen Abenteurer, der auch in der Ehe mit einer Hofdame Schiffbruch erlitt, die richtige Stelle zu den wirklichen Größen des Geistes zugewiesen — die einer pittoresken Randgestalt!

Goethe und Johann Heinrich Merck: Hermann Bräuning-Oktavio, Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft, XII. Bd 1950, S. 177.

Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Herausgeber Hans Schauer, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 39. und 41. Band.

„Pater Brey" und „Satyros" von Eduard Castle, Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Band V, 1918, S. 56—98.

„Ein Deutscher Geheimbund vor hundert Jahren". Ernst Schubert, Velhagen u. Klasings Monatshefte, 1889/90, I. Band.

HANS CAROSSA †

Zum Gedächtnis

geb. 15. XII. 1878, gest. 12. IX. 1956

Es gehört nicht zur Aufgabe oder Befugnis der Goethe-Gesellschaft, den Tod eines Dichters von Rang mit einer Würdigung zu begleiten. Aber bei Hans Carossa liegt es anders. Sein Abscheiden trifft unsere Gesellschaft, wie man den Verlust eines sehr Nahestehenden empfindet, der von einem gegangen ist, Unersetzbares an innerer Verbundenheit mit sich nehmend.

Man kann wohl von Hans Carossa sagen, er hat in der Nachfolge Goethes gelebt. Nachfolge bedeutet das Annehmen eines Vorbildes „nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben", wie es im „Wilhelm Meister" heißt. Für ein solches Nachstreben braucht hier nicht der Beweis erbracht zu werden, indem mancherlei Motivgleichheiten und Ähnlichkeiten der Gestaltung im Werke beider Dichter angeführt werden. Carossa selbst hat sich dazu bekannt, und der Abgeschiedene hat Anspruch auf sein eigenes Zeugnis.

In der Rede vor der Magdeburger Ortsvereinigung hat er sich 1936 zu jenen gezählt, „die durch Goethe in Schwingungen versetzt werden". Viel mehr noch gestand er in der Ansprache beim Empfang des Goethepreises der Stadt Frankfurt, am 28. August 1938, wo er von seinem Verhältnis zu Goethe sagte, er habe sich ihm „früh als Schüler und als Liebender untergeordnet". Diese Liebe machte ihn so hellhörig und eindrucksfühlig für Goethes Worte, aus denen er „die selige Sicherheit einer großen, wunderbar geglückten Natur" vernahm, ein „eigentümlich sternenhaftes Seelenelement" verspürte.

Weil er in Goethe den „freiesten, würdigsten und humansten Menschen des Abendlandes" verkörpert sah, hat er sich auch schützend vor ihn gestellt, als seine Geltung mit offizieller Begünstigung geschmäht und befeindet war. Denn das war die Absicht und die Bedeutung seiner großen Goetherede „Wirkungen Goethes in der Gegenwart" auf der Hauptversammlung in Weimar 1938, und es wurde von den lauschenden Zuhörern wie später von den zahlreichen Lesern der Rede auch so aufgefaßt. Sie verstanden, wer und was gemeint war, wenn der Redner so ausführlich und in immer neuen Wendungen der Widerlegung

jener Gesinnung entgegentrat, der es gestattet war, Goethe „finsterer, tückischer Gedanken", einer „dunklen Tat", der Hörigkeit des „sinnlos Bösen" laut zu beschuldigen. Mit einem Seitenblick auf Verleumder solcher Art und ihre Hintermänner enthält die Rede auch den Satz: „Denn Goethe ist eine geistig-seelische Weltmacht, die einzige wahrscheinlich, die sich unter Verzicht auf jede Gewaltsamkeit unablässig durchsetzt."

So blieb denn auch eine andere „Wirkung" nicht aus. Von ihr zeugt noch heute ein kleines Dokument in den Akten unserer Geschäftsstelle. Bald darauf wurde auf einer Postkarte an den „Gothebund-Vorstand" jenes verruchte Gift verspritzt, das man seit 1933 zur Hand hatte für den „Mitwisser Goethe am Schillermord" und den „Hochgradbruder Goethe", und zugleich wurden Carossa und die „Führenden im Goethebund" des „freimaurerischen Geistes" bezichtigt.

Inzwischen ist diese verblendete, wahnhafte Bösartigkeit wie ein Spuk verflogen und auch vergessen. Aber am Sarge stellt sich die Erinnerung an die guten Werke ein, und so dankt die Goethe-Gesellschaft Hans Carossa noch am Grabe für seine Schildgenossenschaft von einst.

A. B. Wachsmuth